

David TRÉFÁS & Andreas LEDL¹ (Basel)

Third Space in der Wissensgesellschaft – Eine rollentheoretische Analyse des wissenschaftlichen Bibliothekars

Zusammenfassung

Das Grundproblem des Third Space besteht in den vielfältigen Beziehungen zu seinen sozialen Umwelten. Der Artikel zeigt am Exempel des wissenschaftlichen Bibliothekars, dass sich die Spannung zwischen Administration und Akademia schon seit Beginn des 19. Jahrhunderts nachweisen lässt. Er beleuchtet in diachroner sowie synchroner Analyse (Vergleich Deutschland und Grossbritannien) die an den Beruf gerichteten unterschiedlichen Rollenerwartungen. Er geht davon aus, dass diese über gesellschaftliche Ausdifferenzierungsprozesse, unterschiedliche Wissenschaftskulturen und Hochschulpolitiken gesteuert werden, wodurch der Third Space im Kern der modernen Wissensgesellschaft verortet werden kann.

Schlüsselwörter

Third Space, Wissensgesellschaft, Rollentheorie, Wissenschaftlicher Bibliothekar

Third Space in the Knowledge Society – A Role-Theoretic Analysis of the Scientific Librarian

Abstract

The basic problem of mapping the Third Space is its connection to various social environments. Taking the profession of the scientific librarian as an example, we argue that the tensions between administration and the academic world already existed in early 19th century. A diachronic and synchronic comparison (Germany vs. Great Britain) sheds light on different role expectations concerning this profession. We suggest that they are defined via processes of societal differentiation, specific scientific cultures, and different policies of higher education. Thus, Third Space can be located in the nucleus of modern Knowledge Society.

Keywords

Third Space, knowledge society, role theory, scientific librarian

¹ e-Mail: david.trefas@unibas.ch, andreas.ledl@unibas.ch

1 Einleitung

Die Universität ist die bedeutendste Institution des Wissenschaftssystems. War sie noch im 19. Jahrhundert eine Bastion der ständischen Hierarchie, so wandelte sie sich im 20. Jahrhundert zu einer Anstalt, die sich in sozialer und sachlicher Hinsicht für immer neue Studentenspopulationen und für immer neue Sachthemen und Wissenssysteme öffnete, ja sich zur so genannten Massenuniversität entwickelte (vgl. STICHWEH, 2007, S. 5). Diese Entwicklung erforderte einen unablässigen Ausbau des administrativen Bereichs der Universität und ist im grösseren Zusammenhang des politischen, wirtschaftlichen und sozialen Wandels in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu sehen. Der Umstand, dass sich der Strukturwandel der Wirtschaft zu Gunsten des tertiären Sektors verschoben und dadurch der Zugang zu und der Umgang mit Informationen an Bedeutung gewonnen hat, hat zur weit verbreiteten Sichtweise geführt, dass wir in einer Informations- beziehungsweise Wissensgesellschaft leben. Das heisst, nach Rudolf STICHWEH, dreierlei:

- Wissen wird unablässig neu produziert;
- das Wissenschaftssystem produziert nicht als einziges Wissen, sondern teilt sich diese Funktion mit anderen Systemen;
- potentiell wird jedes Gesellschaftsmitglied in die Wissensprozesse eines jeden Funktionssystems einbezogen (vgl. STICHWEH, 2007, S. 8).

Diese Definition wirkt sich auf die gesellschaftliche Rolle der Universität aus. Als Institution des Wissenschaftssystems kommuniziert sie mit anderen Funktionssystemen wie Politik, Wirtschaft, Religion etc., deren Verhältnis zueinander in stetem Wandel begriffen ist (vgl. WANG, 1989, S. 129ff). Gewährleistet wird die Kommunikation zu diesen Systemen durch die universitäre Administration, respektive vom so genannten Third Space.

Gemäss WHITCHURCH (2008) ist der Third Space ein Bereich zwischen Wissensproduktion der Universität zum einen und Wissensverwaltung zum anderen. Er ist charakterisiert durch gemischte Arbeitsgruppen, die an Projekten unterschiedlicher Laufzeit arbeiten. Diese sind oft auch nur virtuell verknüpft. WHITCHURCH konzentriert sich auf die Akteure im Third Space, fokussiert auf die Spannung zwischen ihrem ausbildungsabhängigen Selbstverständnis und dem Berufsalltag und unterscheidet so zwischen insgesamt vier Kategorien von Berufsidentitäten:

- Bounded professionals üben fest definierte Funktionen aus und stehen für deren Kontinuität ein.
- Cross-boundary professionals verorten ihr Wissen und ihre Tätigkeit auf beiden Seiten der Grenze und sind besonders geeignet, Brücken zwischen einzelnen Bereichen zu schlagen.
- Unbounded professionals verorten sich oft auch ausserhalb ihres Bereichs und befassen sich vornehmlich mit Entwicklungsfragen ihrer Institution.
- Die Blended professionals schliesslich bezeichneten sich sowohl als Professionelle als auch als Akademiker mit gemischtem Hintergrund und gemischten Portfolios (vgl. WHITCHURCH, 2008, S. 382-384).

Wie WHITCHURCH feststellt, ist die Vertretung der einzelnen Berufsidentitäten im Wandel begriffen. So konstatiert sie gesamthaft einen allgemeinen Trend zur Identität des Blended professionals (vgl. WHITCHURCH, 2008, S. 394). Dies deutet darauf hin, dass der Third Space ebenfalls vom sozialen Wandel abhängig ist.

Die gesellschaftliche Entwicklung hin zur Wissensgesellschaft erhöht die Wichtigkeit des Third Space als Schnittstelle zwischen Wissensproduktion und Wissensverwaltung. Im Unterschied zu Whitchurch gehen wir davon aus, dass die Entwicklung des Third Space keine neue Erscheinung, sondern im Kern schon in den Ausdifferenzierungsprozessen der modernen Gesellschaft verankert ist.

Diese These möchten wir exemplarisch am Beruf des wissenschaftlichen Bibliothekars belegen, der von Whitchurch ausdrücklich ausgeklammert wurde. Dabei ziehen wir sowohl die diachrone als auch die synchrone Dimension in Betracht. Ausgehend von der ersten schriftlichen Berufsdefinition des wissenschaftlichen Bibliothekars im Jahr 1893 möchten wir die Entwicklung des Berufsbildes bis in die heutige Zeit nachzeichnen. Dabei vergleichen wir die Entwicklung im deutschsprachigen mit derjenigen im angelsächsischen Raum.

2 Historische Rollenkonflikte des wissenschaftlichen Bibliothekars in Deutschland

Ein in diesem Zusammenhang erfolgversprechender theoretischer Ansatz, der Akteure in den Zusammenhang des sozialen Wandels setzt, ist die so genannte Rollentheorie. Diese stammt vor allem aus der angelsächsischen Soziologie (u.a. George Herbert MEAD) und wurde von Ralf DAHRENDORF in die deutsche Soziologie eingeführt. Die Rollentheorie baut auf einer phänomenologischen Betrachtungsweise von Handlung auf. Demnach werden Handlungen aufgrund von vorhandenen Normen, Werten und Erwartungen getätigt. Das Individuum wird hierbei als homo sociologicus verstanden, der seine Handlungsziele mit denen seiner sozialen Gruppe abstimmt. In diesem Zusammenhang spielt der Akteur eine bestimmte Rolle, die er entweder auf Grund der verschiedenen Erwartungen an ihn für sich definiert, oder welche er selbst erschafft.

Das „Role Taking“ bezeichnet in diesem Zusammenhang, dass Akteure die normativen Erwartungen, die an sie gestellt werden, erfüllen und sich somit dem Zwang der Rollen unterstellen. Normative Handlungen sind unter anderem rechtliche Regeln aber auch informelle Normen, deren Missachtung zu sozialer Missbilligung führt.

Das „Role Making“ hingegen bezeichnet die kreative Ausgestaltung der Rollenbegriffe, wenn es zu einem Rollenkonflikt kommt. Dies ist beispielsweise dann der Fall, wenn verschiedene Bezugsgruppen widersprüchliche Rollen von einer Person einfordern oder eine ausgeübte Rollenfigur nie zu dem gewünschten Ergebnis führt. Daraus ergeben sich sowohl Inter- als auch Intra-Rollenkonflikte.

Inter-Rollenkonflikte bezeichnen Widersprüche zwischen Erwartungen, die an verschiedene Rollen gerichtet sind, die eine Person innehat. Ein Intra-Rollenkonflikt hingegen meint, dass verschiedene Bezugsgruppen Widersprüchliches vom Rollenträger erwarten (vgl. SCHIMANK, 2002). Akteure im Third Space befinden sich

an der Schnittstelle zweier Strukturbereiche, welche unterschiedliche Rollen-erwartungen an sie stellen. Handelt es sich um Akademiker, so ist ihre Lebenswelt deutlich anders strukturiert als diejenige von administrativen, nicht-akademischen Mitarbeitern. Alfred SCHÜTZ folgend kann man den Arbeitsort Third Space somit als ein Feld des Abenteuers und als problematische Situation bezeichnen (vgl. SCHÜTZ, 1972, S. 67).

Die heutigen Rollenkonflikte liegen ursächlich schon in der Entstehungsphase des Berufs des wissenschaftlichen Bibliothekars begründet und sie verdient deshalb eine genauere Betrachtung. Im deutschsprachigen Raum gibt es ihn formal spätestens seit dem preussischen *Erlass, betreffend die Befähigung zum wissenschaftlichen Bibliotheksdienst bei der Königlichen Bibliothek zu Berlin und den Königlichen Universitätsbibliotheken* vom 15. Dezember 1893.

In dieser kurzen Ausbildungsordnung wurde festgehalten, welche Kenntnisse und Fähigkeiten ein Stellenbewerber mitzubringen hatte, und hier offenbart sich ein gewisser Zwiespalt: Auf der einen, *akademischen* Seite steht eine Promotion in Theologie, Rechtswissenschaften oder Medizin respektive die Befähigung für das Lehramt an höheren Schulen oder eine Habilitation als Voraussetzung. Andererseits, als gleichsam „bibliothekswissenschaftliche“, man könnte aber auch sagen administrative Komponenten, verlangt das Dekret Fachwissen hinsichtlich Sprachen, bibliographischer Hilfsmittel, allgemeiner Literaturgeschichte, der Geschichte des Schrift- und Buchwesens, der Schrift- und Handschriftenkunde sowie *Bibliotheksverwaltungslehre* (vgl. ZfB, 1894, S. 77f).

Dieses, mit WHITCHURCH gesprochen, „mixed portfolio“ jenes „blended professional“ (2008, S. 377) ist das konsensuelle Resultat eines Diskurses, der in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts geführt wird und um die Frage kreist, wer eigentlich wissenschaftlicher Bibliothekar werden soll und die Gründung eines eigenen Berufsstandes, nämlich den des Bibliotheksbeamten, anstrebt. Gekoppelt, wenn nicht sogar dadurch ausgelöst, sind die damaligen Überlegungen zum Berufsbild des wissenschaftlichen Bibliothekars an einen akademischen Ausdifferenzierungsprozess, der seit Ende des 18. Jahrhunderts – als Merkmal der modernen Universität – „miteinander konkurrierende und für diesen Zweck einander wechselseitig beobachtende Wissenssysteme“ hervorbringt, „aus denen sich [...] Hunderte von wissenschaftlichen Disziplinen mit Tausenden von Spezialgebieten herausgebildet haben“ (STICHWEH, 2007, S. 4).

Insofern ist WHITCHURCH zu folgen, die die Entstehung des Third Space auf Entwicklungen im Hochschulwesen, genauer dessen Diversifikation zurückführt, welche von den dort Beschäftigten wiederum verlangt, sich den Anforderungen der zeitgenössischen sozialen Umwelten anzupassen. Dass es sich dabei jedoch nicht ausschliesslich um ein neues Phänomen handelt und traditionell *nicht* immer scharf zwischen den Kategorien „akademisch“ bzw. „nicht-akademisch“ unterschieden wurde (vgl. WHITCHURCH, 2008, S. 377f), kann anhand des wissenschaftlichen Bibliothekars gezeigt, das Konzept des Third Space also historisiert werden.

Die beiden zentralen Probleme, mit denen der wissenschaftliche Bibliothekar zu Beginn des 19. Jahrhunderts im Anschluss an den erwähnten Ausdifferenzierungs-

prozess konfrontiert ist, sind das systematische Aufstellen und die verantwortliche Auswahl der Bücher (vgl. SCHLEIERMACHER, 1852, S. 1).

Dabei lassen sich zwei Typen wissenschaftlicher Bibliothekare unterscheiden. Der „alte“, überholte, versuchte noch, möglichst viel Literatur unter einige wenige Disziplinen zu subsumieren. Der „neue“ hingegen ist gezwungen, dem fortschreitenden Prozess sich mehr und mehr aufspaltender Fächer Rechnung zu tragen und Systemstellen permanent anzupassen oder einzufügen (vgl. NEUE LEIPZIGER LITERATURZEITUNG, 1808, S. 1387f).

Beleuchtet man das „alte“ Berufsbild etwas näher, fällt zunächst auf, dass der vorbildliche Bibliothekar des 17. und 18. Jahrhunderts Polyhistor, d.h. „Vielwisser“ zu sein hatte. Das Ideal des Gelehrtenbibliothekars, vom Leiter der Kieler Universitätsbibliothek Daniel Georg Morhof (1639-1691) wirkmächtig propagiert und in Johann Matthias Gesners (1691-1761) Gutachten *Wie ein Bibliothecarius beschaffen seyn müsse* 1748 bestätigt, geht von der anthropologischen Prämisse aus, der menschliche Geist sei zum Erwerb umfassenden Wissens geschaffen (vgl. SCHMIDT-BIGGEMANN, 1989, S. 1084).

Die unterstellte Verwandtschaft aller wissenschaftlichen Disziplinen beruht auf einem aufklärerischen Verständnis von Enzyklopädie, welches eine hierarchische Übersicht des gesamten Wissenschaftssystems liefern will, die sich des Wesens, des Umfangs, der untergeordneten Teile, der Grenzen und Berührungspunkte der einzelnen Disziplinen einschliesslich ihrer vorzüglichsten Lehrsätze bewusst ist. Obwohl philosophisches Systematisieren abstrakt-analytisch vorgeht und so die Ausdifferenzierung der wissenschaftlichen Disziplinen besser auffangen kann als das synthetisch-homogene, auf das Ganze gerichtete, möglichst ökonomische Verfahren des bibliothekarischen Systematisierens, zeigt sich in beiden Fällen dieselbe Schwierigkeit: aufgrund der entstandenen Dynamik muss alles ständig überarbeitet werden und passt nicht mehr umstandslos in das herrschende Gefüge, die nur über Wissen herstellbare Einheit der Welt gerät ins Wanken und mit ihr der aufklärerische Wissensbegriff.

STICHWEH nennt drei Dimensionen, welche die Epoche der Aufklärung als Wissensgesellschaft konstituieren. Sehr verkürzt dargestellt sind es

- a) der vielfältige Zuwachs an
- b) nützlichem Wissen, der
- c) breiten Bevölkerungsschichten zu Gute kommt (vgl. STICHWEH, 2004, S. 1).

Angesichts dieser Kriterien muss das fachübergreifende Kompilieren, Bibliographieren, Rezensieren und Kommentieren des polyhistorischen Bibliothekars oberflächlich, unzuverlässig und unbrauchbar erscheinen (vgl. ZEDELMAIER, 2002, S. 422).

Friedrich SCHLEIERMACHER (1768-1834) verschärft, romantisch-idealistisch motiviert, die Kritik des Wissensbegriffs, indem er dem Menschen wie der gesamten Menschheit ein begrenztes Erkenntnisvermögen unterstellt und zu der Einsicht gelangt, Wissenschaft sei nicht Sache eines Einzelnen, könne weder individuell vollendet noch vollständig besessen werden, sondern sei ein gemeinschaftliches Werk, zu dem jeder nur einen sehr kleinen, unvollkommenen Teil beitrage (vgl. SCHLEIERMACHER, 1808, S. 2).

Konsequenter Weise setzt er diese Ansicht auch in seinem Reglement für die Königliche Bibliothek zu Berlin von 1813 um. Er geht eben nicht davon aus, jeder Bibliothekar könne alle Fachgebiete gleichermassen bedienen, überträgt ihnen deshalb „nur“ Verantwortung für einzelne wissenschaftliche Fächer und schafft so eine kollegiale Verfassung der Bibliotheksorganisation (vgl. ABB, 1926). Gelehrsamkeit ist kein Wert an sich mehr, vielmehr tritt diesem Gedächtniswissen – dessen, was andere gewusst haben – nun Wissenschaft als Verstandeswissen entgegen. Statt bloss generalisierendem Memorieren sind im mittlerweile hochkomplexen Konstrukt der Wissenschaften Spezialisierung und Früchte eigener Denkleistungen gefragt, ein Vorgang von beträchtlicher wissenschaftsgeschichtlicher Bedeutung, der bis heute nachhallt (vgl. STICHWEH, 2004, S. 2).

Gleichzeitig stellt SCHLEIERMACHER mit seiner Aufteilung sicher, dass bei der Literatúrauswahl kein Fach aufgrund persönlicher Vorlieben des wissenschaftlichen Bibliothekars bevorzugt wird. Dass der „Beruf“ zu seiner Zeit hauptsächlich nebenamtlich von Professoren ausgeübt wird, böse Zungen behaupten gar von gescheiterten oder an der Bibliothek desinteressierten Akademikern, stört ihn anscheinend nicht.

Genau jene Stellenbesetzungspolitik stösst den Stimmen aus der unlängst begründeten Bibliothekswissenschaft, allen voran Friedrich Adolf EBERT (1791-1834), dem späteren Direktor der Königlichen Öffentlichen Bibliothek in Dresden, sauer auf. Er gibt in seiner Schrift *Die Bildung des Bibliothekars* von 1820 zu bedenken, ein Gelehrter – gemeint ist der mittlerweile spezialisierte Fachwissenschaftler – sei nicht automatisch ein guter Vertreter der bibliothekarischen Zunft, könne für die eigentliche Geschäftsführung sogar gänzlich untauglich sein (vgl. EBERT, 1820, S. 16). EBERT ist sich der Folgen des neuen, selbständige Gedanken hervorbringenden Forschungsverständnisses für das Berufsbild des Bibliothekars bewusst, spricht aber von einer wachsenden Bedeutung des Bibliothekars, welche er in der Entwicklung weg von wissenschaftlich-fachlichen Inhalten – der sogenannten Stuben- oder Kathedergelehrsamkeit – hin zu administrativen Tätigkeiten sieht.

Hier manifestiert sich deutlich der Rollenkonflikt, der dem Third Space innewohnt. Die akademische Herkunft des Personals tritt in Konflikt mit den Erwartungen der Institution Bibliothek. Ausdruck dessen ist ein striktes Publikations- und Leseverbot für den wissenschaftlichen Bibliothekar, er hat keinen Einfluss mehr auf das tägliche akademische Leben, muss jedoch paradox genug umfassende, polyhistorische Unzulänglichkeiten in Kauf nehmende Kenntnisse mitbringen, die dennoch lediglich als – wenn auch unentbehrliches – Vorwissen angesehen werden. Auch so kann man freilich einseitige Bevorzugungen bei der Literatúrauswahl verhindern, indem der Betreffende souverän alle Disziplinen überblickt und jeder von ihnen die gleiche Achtung und das gleiche Interesse entgegenbringt – an die Existenz einer solchen Person glauben aber selbst die größten Optimisten nicht.

Damit der Bibliotheksbeamte kein unqualifizierter, namenloser Gelehrter bleibt, wendet er sich schliesslich seinem Fach zu, dem theoretisch-praktischen Teil der Bibliothekswissenschaft. Zu seinem Beruf könne den Bibliothekar allein die Bibliothek bilden, seine exklusive Hochschule, in der er lerne zu organisieren, zu verwalten, sich auf die künftige Geschäftsführung vorzubereiten, seine Kenntnisse zu vertiefen und Fertigkeiten zu entwickeln. Um diese Seite der bibliothekarischen

Bildung nicht zu trocken wirken zu lassen, wird betont, es handle sich dabei nicht um eine bloss mechanische Abrichtung und Übung, wie sie etwa im Vorfeld einer Bürotätigkeit erfolge. Dennoch seien die Amtshandlungen doppelter Art, teils wissenschaftlicher, teils tendenziell mechanischer Natur, was die zweifache Tüchtigkeit, d.h. den mit dem gesamten Reich der Literatur vertrauten Bücherkenner und den praktischen Geschäftsmann rechtfertige (vgl. MOLBECH, 1833, S. 132).

Die neue Identität, das neue Selbstverständnis des wissenschaftlichen Bibliothekars ist bipolar. Es kann und will sich von der polyhistorischen Vergangenheit aus professionsstiftenden Gründen nicht lösen und konserviert einen gewissen akademischen Bezug, enthält aber gleichzeitig eine stark verwaltungsorientierte Komponente, welche die dienende Funktion des Bibliothekars unterstreicht, anderen, d.h. den Fachgelehrten „Beifall und Anerkennung“ (EBERT, 1820, S. 57) zu verschaffen.

Dass der Rolle des wissenschaftlichen Bibliothekars seither die beschriebene Spannung als „überzeitliche [...] Problematik“ (TOTOK, 1987, S. 200) inhärent ist, und das Pendel mal mehr in die eine, mal mehr in die andere Richtung ausschlägt zeigt auch ein Vergleich zwischen Auffassungen aus der Mitte und vom Ende des 20. Jahrhunderts. Während Georg LEYH den wissenschaftlichen Bibliothekar als Verwaltungsbeamten definiert, der auf „gelehrte Haltung und Betätigung“ (LEYH, 1952, S. 11) nicht verzichten dürfe, solange beide Akzente richtig verteilt und harmonisch ausgeglichen seien, driften die Auffassungen in der deutschen Debatte seit 1998 teils sehr auseinander.

Die „Zurück zur Wissenschaft“-Fraktion sieht gerade in der akademischen Vorbildung des wissenschaftlichen Bibliothekars, will sagen in der Befähigung zur Übernahme eines Fachreferats, seine genuine Kernkompetenz. Administrative Routineaufgaben, die auch von anderen erledigt werden könnten, seien für die Rolle des universitär gewünschten Fachinformationsspezialisten zu vernachlässigen.

Praxisfern findet das die gegnerische, neoliberal ausgerichtete Partei und argumentiert, Bibliotheken seien durch die Einführung betriebswirtschaftlicher Methoden seit den 1970er Jahren zu Unternehmen mit klarem Serviceauftrag geworden. Ein legitimes Recht auf wissenschaftliche Arbeit sprechen sie den Bibliothekaren ab, stattdessen rücken sie Nachfrageorientierung, Zeiteffizienz und Kostenoptimierung in den Fokus des Tätigkeitsfeldes.

Bei der Positionierung von Universitäts- und Hochschulbibliotheken in der Wissensgesellschaft zeigt sich gleichsam eine marktwirtschaftliche Kehrseite. Wollen die genannten Institutionen nämlich Wissen produktiv nutzbar machen, müssen sie sich mit Leistungs-, Programm- und Wettbewerbsstrategien auseinandersetzen, denen sich auch wissenschaftliche Bibliothekare nicht entziehen können. Eine visionäre „Rückbesinnung auf die intermediäre Rolle der Gelehrtenbibliothekare als Mittler zwischen bibliothekarischem Auftrag und Forschung bzw. Lehre“ (SIMON, 2006, S. 126) scheint nicht mehr gangbar zu sein.

Zumindest konzeptionell steht hier der spezialisierte Fachwissenschaftler dem generalisierenden Bibliotheksmanager gegenüber, doch zeigt sich schnell wieder der unvermeidliche Konsens, das Berufsbild des wissenschaftlichen Bibliothekars enthalte beides (BOSSERHOFF, 2008), was Letzteren zu einem klassischen Third Space-Akteur macht.

3 Auswirkungen der neoliberalen Wende in Grossbritannien

Die britische Entwicklung weicht in gewissen Bereichen von der deutschen ab. Auch in Grossbritannien gab es im späten 19. Jahrhundert Modernisierungsbestrebungen. Bibliothekare in jener Zeit hatten üblicherweise einen akademischen Hintergrund. Viele besaßen neben ihrem Amt in der Bibliothek einen Lehrstuhl. Dieses Modell bestand in gewissen Universitäten länger, wie beispielsweise in Oxford und Cambridge, und am Trinity College in Dublin galt diese Tradition sogar bis 1965 (HOARE, 2006, S. 336).

Das Bibliothekswesen war somit von Akademikern geprägt, die ihre Rolle auch gemäss den Rechten und Pflichten der Akademie definierten. Die Bibliotheksarbeit war demnach stärker an den Bereich der Wissensproduktion denn an den der Wissensverwaltung angegliedert. Innerhalb der damals herrschenden Vorstellung vom „Elfenbeinturm“ sind somit keinerlei Rollenkonflikte zu erwarten. Dies änderte sich erst seit der Mitte des 20. Jahrhunderts und insbesondere ab den 1980er Jahren. Spätestens ab jener Zeit hat sich die Bildungslandschaft radikal verändert. Dies ist in der Beschreibung von Reg CARR deutlich zu erkennen:

„The higher education environment itself altered almost beyond recognition; library uses assumed centre stage as the 'customer' became king; the speed of technological developments became almost bewildering; library collections came to mean so much more than just physical volumes on shelves; library accomodation took on much greater complexity as the academic world became ever more cost-conscious; library services came to be routinely monitored for their quality and performance in ways never before imagined, systematic strategic planning became an institutional necessity; library funding sources diversified dramatically as central funding shrank; and employing and managing staff became a far more complex and time-consuming business than it had ever been.“ (CARR, 2007, S. 2)

Der wissenschaftliche Bibliothekar sah sich plötzlich mit neuen gesellschaftlichen Rollenerwartungen konfrontiert: Der Benutzer wurde zum Kunden, d.h. vom Bibliothekar wurde von Seiten des Benutzers eine Dienstleistung eingefordert, die eine ausgesprochene Dienstleistungsmentalität voraussetzte. Der technologische Fortschritt wurde insbesondere durch die Initiative des Joint Information Services Committee of the Higher Education Funding Councils (JISC) ab 1993 hervorgerufen, die auf eine forcierte Digitalisierung setzte.

Der Bibliothekar musste neu in der Lage sein, den technischen Anforderungen nicht nur zu entsprechen, sondern diese auch zu managen. Dadurch veränderte sich auch die Funktion der Bestandespflege. Es reichte nicht mehr, einen Bestand von hoher Qualität zu besitzen, sondern dieser musste nun bewirtschaftet werden. Mit der Abnahme der Freigebigkeit des Staates wurde vom Bibliothekar nun auch erwartet, dass er Kosten senkte, dass er also ein Kostenbewusstsein an den Tag legte, ja überhaupt unternehmerisch wirtschaften konnte. Hinzu kam die Erwartung, eigentliche Geschäftsmodelle für die Bibliothek zu entwerfen, was wiederum bedeutete, dass der Bibliothekar zum Manager werden musste.

Es ist kein Zufall, dass diese Veränderungen alle in Grossbritannien stattfanden. Bereits seit den 1960er Jahren gibt es laufend neue Initiativen, die Entwicklung des

Hochschulwesens im Allgemeinen, aber auch der Hochschulbibliotheken im Speziellen zu beschleunigen. Zu nennen sind hier der Robbins-Report von 1963, der gemeinhin als Beginn der Massenuniversität in Grossbritannien gilt (vgl. RÜEGG, 2008, S. 473), und schliesslich der Follett Review, ein Bericht eines Komitees, geleitet von Sir Brian FOLLETT, der 1993 weitreichende Forderungen für die Entwicklung der Hochschulbibliotheken formulierte. Als die drei Gebiete, die entwickelt werden müssten, definierte er Automatisierung, neue Gebäude und Bestände (vgl. MOWAT, 2006, S. 383).

Ab 1993 wurde das JISC ins Leben gerufen, das seinerseits das Programm eLib auf die Beine stellte. 20 Millionen Pfund sollten in den folgenden drei Jahren dafür ausgegeben werden, die Computerisierung und Digitalisierung der Hochschulen zu fördern (vgl. CARR, 2007, S. 31). Das erklärte Ziel war es, in diesem Bereich „Weltklasse“ zu werden. Die Automatisierung brachte mit sich, dass wissenschaftliche Bibliothekare vermehrt den Titel „Director of Information Services“ trugen (vgl. MOWAT, 2006, S. 387).

Seit den 1960er Jahren hatte sich aber auch die Universtitätslandschaft verändert. MOWAT beschreibt, auf welches Profil vor allem ältere Institutionen setzten:

„In particular, skills in the handling of older books and manuscripts and the very specific linguistic accomplishments required to service departments teaching relatively uncommon languages such as Chinese led to the recruitment of staff whose primary qualifications were specific to the post.“ (MOWAT, 2006, S. 395).

Bibliotheken neuerer Universitätsgründungen hingegen benötigten anderes Personal. Im Zuge der Automatisierung wurde immer mehr Personal rekrutiert, das nicht mehr im akademischen Bereich verankert war. Auch wurde vermehrt auf Management-Aufgaben gesetzt (vgl. MOWAT, 2006, S. 397). Dies zeigt sich auch in der Ausbildung der Bibliothekare, die sich immer weiter in die Richtung des Informations-Managements verschiebt (vgl. MUDDIMAN, 2006).

Die Vermutung scheint nahe zu liegen, dass sich mit der rapiden technischen Entwicklung der letzten Jahrzehnte auch die Rollenerwartungen an den Bibliothekar gewandelt haben. Dies greift allerdings zu kurz. Technische Innovationen können sich nur in einem gesellschaftlichen Umfeld durchsetzen, das Innovationen für relevant genug hält. Entscheidend für die Akzeptanz oder Ablehnung technischer Innovationen ist nach wie vor der soziale Wandel. Erst durch ihn werden jene Relevanzstrukturen geschaffen, welche die Etablierung von Innovationen ermöglichen. Dafür bietet Grossbritannien ein ansehnliches Beispiel.

Mit dem Wahlsieg der Konservativen unter Margret Thatcher 1979 wurde nach einer krisenhaften Periode die neoliberale Wende eingeläutet. Die Zuwendungen des Staates an öffentliche Leistungen gingen zurück, Leistungen sollten sich von nun an rechnen. Damit einher ging eine Transformation der Wirtschaftsstruktur. Grossbritannien entwickelte sich vom Industriestaat vorwiegend zu einer Dienstleistungswirtschaft. Dieser gesellschaftliche Umbau definierte auch die Rollenerwartungen an die Dienstleister neu. Die Staatsbürger entwickelten sich mehr und mehr zu Kunden. Auch öffentliche Anstalten mussten kostenbewusst wirtschaften und vermehrt über ihre Geschäfte Rechenschaft abgeben. Die Thatcher-Regierung behandelte die Universitäten ab Mitte der 1980er Jahre als

Unternehmen, deren Dienstleistungen durch die verschiedenen Abnehmer vergütet werden sollten (vgl. RÜEGG, 2008, S. 474).

Davon waren auch, wie CHAPMAN & WEBSTER (2006) berichten, die Bibliotheken betroffen. Neoliberale Kritiker in den 1980er Jahren, wie beispielsweise das Adam Smith Institute, prangerten die Abhängigkeit der Bibliotheken vom Staat an: Dies führe lediglich zu Ineffizienz und Elitismus. Diese Eliten wären den Wünschen der Benutzer gegenüber nicht offen und würden die Bestände nach eigenem Ermessen vermehren (vgl. CHAPMAN & WEBSTER, 2006, S. 646).

Die Erwartung dieser Kritiker war eindeutig: Bibliothekare sollten die Rolle von Betriebswirtschaftern übernehmen, bei der Literaturbeschaffung auf die Kundenwünsche und damit auf den Markt Rücksicht nehmen, kurz: dem Typ des neoliberalen Managers entsprechen. Diese Entwicklung führt zu einem Rollenkonflikt: Zum einen besitzen Bibliothekare nach wie vor einen akademischen Hintergrund, die Bibliotheken allerdings gehören eindeutig zum Bereich der Wissensverwaltung. Dies deutet potentiell auf einen Intra-Rollenkonflikt hin.

Zudem haben sich die gesellschaftlichen Ansprüche gewandelt. Benutzer erwarten eine reibungslose Dienstleistung und einen ausreichenden Bestand, während die Universitäten gezwungen sind, als Unternehmen zu funktionieren und kostenbewusst zu wirtschaften. Dieser Widerspruch, ein Inter-Rollenkonflikt, lässt sich angesichts der steigenden Preise beispielsweise für elektronische Journal-Packages kaum auflösen. Hinzu kommt die rasante technische Entwicklung, die die Bibliothekare dazu zwingt, nicht nur die Rolle des Managers, sondern auch noch die Rolle des technischen Spezialisten zu verinnerlichen.

4 Fazit

In der Schlussbetrachtung zeigt sich, dass die unterschiedliche Ausgestaltung der Berufsbilder im wesentlichen durch drei Faktoren bestimmt wird: durch unterschiedliche Ausdifferenzierungsprozesse, unterschiedliche Wissenskulturen und schliesslich durch unterschiedliche Hochschulpolitiken. Wie das Beispiel des wissenschaftlichen Bibliothekars gezeigt hat, ist seine Position im Third Space im Zusammenhang mit dem gesamtgesellschaftlichen Wandel zu sehen. Die steten Veränderungen im Gefüge der Funktionssysteme stellen immer neue, sich verändernde Rollenerwartungen an die Akteure. In diesem Sinne ist der Third Space im Ausdifferenzierungsprozess der modernen (Wissens-)Gesellschaft angelegt.

Insbesondere der Längsschnitt durch die Entwicklung des Berufsbildes im deutschsprachigen Raum zeigt, welchen Einfluss unterschiedliche Wissenskulturen auf das Berufsbild des wissenschaftlichen Bibliothekars haben. Der Wandel vom Gelehrtenwissen der Aufklärung zum Verstandeswissen der Romantik und des Deutschen Idealismus eröffnete neue Perspektiven, die vor allem aus dem Wunsch nach Professionalisierung im Bibliothekswesen selbst – dem „Role Making“ – resultierten. Der dominierende Ansatz des akademisch angehauchten Bibliotheksverwalters führte allerdings zu einem Auseinanderdriften von Universität und Bibliothek.

Ein dritter Faktor ist die Ausgestaltung von Hochschulpolitiken. Wie das Beispiel der neueren deutschen Debatte und noch deutlicher die neoliberale Wende in

Grossbritannien während der Regierungszeit Margaret Thatchers zeigen, beeinflusste der Umbau der Universitäten zu Dienstleistungszentren das Berufsbild des Bibliothekars stark. So wurden Managementaufgaben und technisches Knowhow prägend für den Beruf, während die wissenschaftlich-akademische Ausrichtung durch dieses „Role Taking“ weiter an Bedeutung verlor.

Allerdings bleibt abzuwarten, ob die neoliberale Wende den wissenschaftlichen Bibliothekar unverrückbar in die Universitätsverwaltung befördert hat, oder die gegenwärtig spürbaren Bestrebungen, sich verstärkt auch in Forschung und Lehre einzubringen, ihn der Wissenschaft wieder annähern.

5 Literaturverzeichnis

Abb, G. (1926). Schleiermachers Reglement für die Königliche Bibliothek zu Berlin vom Jahre 1813 und seine Vorgeschichte. Berlin: Breslauer.

Bosserhoff, B. (2008). Wissenschaftlicher Bibliothekar – Berufsstand in der Legitimationskrise? Ein Rückblick auf die Debatte von 1998. *Bibliotheksdienst*, Nr. 42(11), S. 1161-1171.

Carr, R. (2007). *The academic research library in a decade of change*. Oxford: Chandos.

Chapman, L. & Webster, F. (2006). Libraries and librarians in the information age [The Cambridge History of Libraries in Britain and Ireland], S. 639-653.

Ebert, F. A. (1820). *Die Bildung des Bibliothekars*. Leipzig.

Erlass, betreffend die Befähigung zum wissenschaftlichen Bibliotheksdienst bei der Königlichen Bibliothek zu Berlin und den Königlichen Universitäts-Bibliotheken (1893). *Zentralblatt für Bibliothekswesen*, Nr. 11(1/2), S. 77-79.

Hoare, P. (2006). The libraries of the ancient universities to the 1960s [The Cambridge History of Libraries in Britain and Ireland], S. 321-344.

Leyh, G. (1952). *Die Bildung des Bibliothekars*. Kopenhagen: Munksgaard.

Molbech, C. (1833). *Ueber Bibliothekswissenschaft oder Einrichtung und Verwaltung öffentlicher Bibliotheken*. Übers. von H. Ratjen. Leipzig.

Mowat, I. R. M. (2006). Academic libraries and the expansion of higher education since the 1960s [The Cambridge History of Libraries in Britain and Ireland], S. 377-401.

Muddiman, D. (2006). Education for librarianship [The Cambridge History of Libraries in Britain and Ireland], S. 534-542.

Neue Leipziger Literaturzeitung (1808). Rezension über: Schrettinger, Martin: *Bibliothek-Wissenschaft. Versuch eines vollständigen Lehrbuchs zur vollkommenen Geschäftsführung eines Bibliothekärs* abgefasst. München. 87. Stück, den 20. July.

Rüegg, W. (2008). Die Sprengung des Elfenbeinturms. In: Rainer Christoph Schwinges (Hg.). *Universität im öffentlichen Raum*. Basel: Schwabe, S. 469-485.

Schimank, U. (2002). *Handeln und Strukturen. Einführung in die akteurtheoretische Soziologie*. Weinheim, München: Juventa.

Schleiermacher, A. A. E. (1852). Bibliographisches System der gesamten Wissenschaftskunde. Mit einer Anleitung zum Ordnen von Bibliotheken, Kupferstichen, Musikalien, wissenschaftlichen und Geschäftspapieren. Braunschweig.

Schleiermacher, F. D. E. (1808). Gelegentliche Gedanken über Universitäten in deutschem Sinne. Nebst einem Anhang über eine neu zu errichtende. Berlin.

Schmidt-Biggemann, W. (1989). Polyhistorie/Polymathie. Historisches Wörterbuch der Philosophie. Bd. 7. Basel: Schwabe, S. 1083-1085.

Schütz, A. (1972). Der Fremde. Ein sozialpsychologischer Versuch. In: Ders.: Gesammelte Aufsätze II, herausgegeben von Arvid Brodersen. Den Haag: Martinus Nijhoff, S. 53-69.

Simon, T. M. (2006). Die Positionierung einer Universitäts- und Hochschulbibliothek in der Wissensgesellschaft: eine bibliothekspolitische und strategische Betrachtung. Frankfurt a.M.: Klostermann.

Stichweh, R. (2004). Wissensgesellschaft und Wissenschaftssystem. [http://www.unibi.de/\(en\)/soz/iw/pdf/stichweh_7.pdf](http://www.unibi.de/(en)/soz/iw/pdf/stichweh_7.pdf), Stand vom 10. 09. 2010.

Stichweh, R. (2007). Die Universität in der Wissensgesellschaft: Wissensbegriffe und Umweltbeziehungen der modernen Universität. <http://www.unilu.ch/files/die-universitaet-in-der-wissensgesellschaft.pdf>, Stand vom 10. 09. 2010.

Totok, W. (1987). Der Bibliothekar zwischen Praxis und Wissenschaft. Bibliothek und Wissenschaft, Nr. 21, S. 189-206.

Wang, W. (1989). Bibliotheken als soziale Systeme in ihrer Umwelt. Köln: Greven.

Whitchurch, C. (2008). Shifting identities and blurring boundaries: the emergence of third space professionals in UK higher education. Higher Education Quarterly, Nr. 62(4), S. 377-396.

Zedelmaier, H. (2002). Von den Wundermännern des Gedächtnisses. Begriffsgeschichtliche Anmerkungen zu „Polyhistor“ und „Polyhistorie“. In: Meier, Christel (Hrsg.). Die Enzyklopädie im Wandel vom Hochmittelalter bis zur Frühen Neuzeit. München: Fink.

Autoren



Dr. David TRÉFÁS || UB Basel || Schönbeinstrasse 18-20,
CH-4056 Basel

<http://www.ub.unibas.ch/>

david.trefas@unibas.ch



Dr. Andreas LEDL || UB Basel || Schönbeinstrasse 18-20,
CH-4056 Basel

<http://www.ub.unibas.ch/>

andreas.ledl@unibas.ch